

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Frau eines sehr geachteten Hauses mit andern jungen Frauen gleichgestellt, die einen gewissen Rang in der Welt behaupten. Schon dachte sie sich die schönste Wohnung im Hause als die ihrige, jedoch als Mitbewohnerin die gute Fanny und die gute Morin, die sie wirklich wie eine Mutter liebte. Je mehr ihr künftiges Glück ihr sicher schien, je mehr befriedigte sie ihren Hang zu gefallen, indem sie sich einen seidenen Hut machen ließ, einen Tülltragen mit Spitzen anschaffte, die alten einfachen Ohrringe mit neuen von Topassteinen vertauschte, und sich ein Sonnenschirmchen mit elfenbeinernem Griffe kaufte.

Gabriel hatte sich indessen die Liebe seines Onkels in so hohem Grade erworben, daß dieser sich entschloß, nicht mehr länger damit zu zögern, das Glück seines Neffen zu sichern. Er erklärte ihn daher zum Theilhaber an seinem Geschäfte und sprach ihm sogleich den Wunsch aus, daß er sich dazu auch eine würdige Gefährtin wählen möchte. Der junge Mann, der es nicht wagte, seinem reichen Onkel zu entdecken, daß er eine arme Waise liebe, suchte lange ein Geständniß zu vermeiden, welches seinem gütigen Wohlthäter mißfallen könnte. Als aber dieser wiederholt in ihn drang, konnte er, ohne un dankbar zu erscheinen, seinem Onkel nicht länger ein Geheimniß daraus machen. Sie waren in einem Zimmer neben dem Laden, das in den Hof ging, und es war gerade der Tag, an welchem unsere drei Mansarden-Bewohnerinnen ihre Miethe regelmäßig entrichteten. Rosalie, die gewöhnlich damit beauftragt war, kam eben auch, heute mit besonderer Sorgfalt gelleidet, einen eleganten Geldbeutel in der Hand, die Treppe herab. Als sie sich dem wegen der warmen Jahreszeit offenen Fenster dieses Zimmers näherte, hörte sie folgende Worte, die der noch lebhafteste Alte in fast strengem Tone an seinen Neffen richtete: „Es ist nun Zeit, dich zu erklären und mir zu entdecken, welche Wahl du getroffen hast.“ Das erregte Rosaliens Aufmerksamkeit, und mit klopfendem Herzen näherte sie sich dem Fenster. „Nun, fuhr der Onkel fort, du antwortest mir nicht? Du hast gewiß eine Dummheit begangen, und du mußt dich schämen, mir deine Wahl zu gestehen.“

Gabriel. — Theurer Onkel, beleidigen Sie das unschuldige Mädchen nicht, dem ich meine Liebe geschenkt habe.

D. — Ihr Name?

G. — Ihr Vermögen besteht nicht in irdischen Gütern, sondern in den Vorzügen eines nicht ungebildeten Geistes, einer tadellosen Aufführung und eines reinen Charakters.

D. — Das will viel sagen; und ihr Name?

G. — Wohlan denn, lieber Onkel, es ist eine unserer Hausbewohnerinnen ... dieser lebenswürdigen Waisen, die von ihrer Hände Arbeit leben.

D. — Desto mehr Achtung verdienen sie, denn die Arbeit ist eine treue Hüterin der Sitten.

Rosalie zitterte vor Freude und ging, kaum athmend, noch einen Schritt näher an's Fenster.

G. — Also billigen Sie meine Wahl? bester Onkel.

D. — Wenn sie ist, wie ich sie wünsche. Welche ist wohl die, die du vorziehst?

G. — Es ist vielleicht wünschen Sie sich die andere

D. — Wohlan, weiter.

G. — Nun, es ist die einfachste, die bescheidenste, welche mir gefällt, ohne es zu wollen, welche ihre Reize nicht kennt — es ist Fanny Duperre.

D. — Getroffen! Deine Wahl kommt meinem Wunsche entgegen. Es ist die Tochter eines Tapfern, der auf dem Felde der Ehre fiel; sie vereinigt alle häuslichen Tugenden in sich; ich habe sie lange und genau beobachtet, ohne daß sie es gewahr wurde; sie legte bei mir schon 600 Franken nieder, die sie sich erspart hat. Ja, sie verdient es, deine Frau zu werden.

Rosalie erblickt und schwankt, ist jedoch weit entfernt von der geringsten Eifersucht gegen ihre Freundin. Erleidet aber der Traum ihrer Zukunft schon durch das, was sie so eben gehört, einen schmerzlichen Stoß, so wurde sie durch die Fortsetzung des Gesprächs noch mehr erschüttert.

— Ich fürchtete, fuhr der Onkel fort, daß du, durch das Aeußere geblendet, Rosalie gewählt hättest, und dann, Gabriel, hätte ich dir meine Einwilligung versagen müssen.

G. — Rosalie ist aber gewiß eben so tugendhaft als Fanny.

D. — Das mag sein, aber die Meinung des Publikums ist eine ganz andere.

G. — Wäre es möglich?

D. — Findet man dazu nicht Grund genug in dem übermäßigen Aufwand, den sie in ihrer Kleidung zeigt?

G. — O abscheuliche Verleumdung! Nie hätte ich geglaubt, daß der gute Ruf eines Mädchens, das nur den kleinen Fehler der Eitelkeit hat, hiedurch so schwer gefährdet werden könnte.

D. — So weit kann die Wirkung des Reibes gehen, den man bei seines Gleichen errget, wenn man sich über sie erheben will.

Wie ein Todesstoß wirkte diese Entdeckung auf die arme Rosalie: ihre Sinne schwanden,

und an das Fenster gelehnt, konnte sie sich kaum aufrecht erhalten. Mit Mühe erreichte sie die Treppe, und mit den Worten: „Ach! meine Ehre!“ die ihren Lippen entchlüpfen, nimmt sie alle ihre Kräfte zusammen, steigt die Treppe hinauf, und stürzt in das Zimmer, wo Fanny mit Nähen beschäftigt war, und die Mutter Morin Wäsche zum Trocknen aufhing. Beim Kamin angekommen, in welchem gerade Feuer brannte, um etwas schnell zu trocknen, wirft sie ihren Schal und ihren seidenen Hut, auf den sie so stolz war, in die Flamme und sinkt wie bewußtlos auf einen Sessel zurück. Fanny und die Mutter Morin eilen herbei, um sie zu unterstützen und zu fragen, was ihr denn begegnet wäre. Das unglückliche Mädchen antwortet ihnen aber nur mit herzzerreißendem Tone: Ach, meine Ehre, meine Ehre! — Wie, rief Fanny, wer kann dir Vorwürfe machen? — Welches ist die Lasterzunge, zürnte die Mutter Morin, welche deine Sitten antastet? Nenne sie mir, daß ich sie.... Ach! es sind alle Leute; alle die mich je gesehen haben, antwortete endlich Rosalie, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Sie erzählte hierauf was sie soeben gehört hatte und fügte hinzu, indem sie Fanny in ihre Arme schloß: „Ach! hätte ich dir gefolgt! Ich wäre jetzt eben so glücklich wie du. Theure Freundin, entziehe mir nur jetzt deine Liebe nicht, das ist Alles, was mir auf der Welt noch übrig ist.“

Da öffnet der glückliche Gabriel die Thüre, geht auf Fanny zu und erklärt ihr, daß sein Onkel seine Wahl, die auf sie gefallen sei, billige, und fragt sie, ob er sie nun seine Braut nennen dürfe.

Die schüchterne Waise erröthete und zweifelte noch, ob sie eines so schönen Looses würdig sei.

— Wenn ich die gerechte Strafe für meine Eitelkeit und Gefallsucht leide, sagte Rosalie, so ist es auch gerecht, daß du den Lohn für deine Einfachheit und Bescheidenheit empfangst.

— Nein, liebe Rosalie, erwiderte Gabriel, Sie sollen uns nicht verlassen. Ich halte es für meine Pflicht, Alle, von denen Sie verleumdet worden, zum Schweigen zu bringen und ihnen zu beweisen, daß Sie nie aufgehört haben, die größte Achtung zu verdienen, von jenen die Sie gründlich kennen.

— Ja, Rosalie, du sollst bei mir bleiben wie eine Schwester, rief Fanny, und dadurch wird bis auf die letzte Spur jeder ungerechte Verdacht verschwinden.

Der gute Onkel hatte keine Undankbare verpflichtet, denn bei jeder nur möglichen Gelegen-

heit bewiesen sie ihm ihre Erkenntlichkeit für das Glück, das sie ihm zu verdanken hatten.

Rosalie und die Mutter Morin blieben wirklich bei Gabriel und seiner Frau. Immer erschien sie von nun an in der bescheidensten Kleidung und verwünschte jene Eitelkeit, die ihr so theuer zu stehen gekommen. Bald verstummte auch jedes Wort der Verleumdung, und täglich nahm sie in der allgemeinen Achtung zu; dessen ungeachtet mußte sie aber doch die große Wahrheit erproben, daß eines Mädchens Ehre ein Blume gleicht, die, auch nur einmal von einem Windstoße geknickt, nie wieder den ersten Glanz erreicht.

Die zwei Kaiserinnen.

An einem Sonntage des Juni 1812 ging der berühmte Rosenmaler Redouté aus, um sich nach Malmaison zu der Kaiserin Josephine zu begeben, die ihn zu ihrem Blumenmaler ernannt hatte, und der er an diesem Tage seine erste Lieferung von Liliengewächsen überreichen sollte.

Das Wetter war prächtig, die Sonne ging strahlend auf; kein Wölkchen war am Firmament zu sehen. Es schlug elf Uhr als Redouté im Tuileriengarten ging; er richtete sich nach dem Platz der Concorde, wo er eine Fuhre mitnehmen wollte, als sich plötzlich die Menschenmenge gegen die Terrasse, die Aussicht auf die Seine hat, drängte. Neugierig und Herumschleuderer wie alle Künstler, richtete der Maler seine Schritte auch auf diese Seite: „Es ist der König von Rom! es ist die Kaiserin!“ sagte Jedermann. Es war in der That der Sohn des Kaisers, der fünfzehn Monate alt war, den man auf der Terrasse in einem herrlichen von vier gut abgerichteten Schafen gezogenen Sparwägelchen spazieren führte; hinter diesem gebrechlichen und erschmackvollen Gefährte ging die Kaiserin Marie-Louise, in ein großes Schal von besonderm Blau eingehüllt, das ihr allerliebste war, und das von da an Marie-Louiseblau genannt wurde. Am Gitter der Terrasse angelangt, blieb Redouté stehen: er befand sich vor einer jungen Frau deren abgekehrte Züge, abgestorbene Blicke und elende Kleidung Leiden und äußerste Noth anzeigten. Diese Frau trug ein kleines Kind auf ihren Armen.

— Armes Tröpfchen, sagte sie halblaut und schmeichelnd zu demselben, du wirst weder Wägelchen noch Spielsachen bekommen, du!... Für

in dir Ueberfluß, das Vergnügen, alle Kindersfreuden; für dich die Entbehrungen, die Traurigkeit und bald der Kummer... Was hat er denn gemacht als du, dieser Königssohn? Ihr seid beide am nemlichen Tage, in der nemlichen Stunde geboren. Ich bin jung wie seine Mutter; ich liebe dich so viel als sie ihn liebt... Aber du hast keinen Vater mehr, und meine Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab!...

Durch die ersten Worte aufmerksam gemacht, hörte Redouté dies ganze Selbstgespräch, dann sah er wie die junge Mutter verstohlener Weise eine Thräne abwischte. Tief gerührt, bückte er sich zu dieser Frau und sagte ihr:

— Ich bin überzeugt, liebe Frau, daß wenn Marie-Louise ihre Lage kannte, Ihnen bald geholfen würde.

— Ach! mein Herr, Sie sind im Irrthum. Die Großen haben kein Herz: seitdem ich Wittwe bin, habe ich der Kaiserin schon mehrere Bittschriften überreicht; allein alle sind unbeantwortet geblieben.

— Wahrscheinlich sind dieselben nicht an sie gekommen. Geben Sie mir Ihre Adresse; Sie werden gewiß eine günstige Antwort erhalten.

— Er schrieb die Adresse der Wittve auf, gab ihr alles Geld, das er bei sich hatte, und verschwand. Auf dem Concordienplatze angelangt, schaute er nach einer Kutsche, als ihm plötzlich einfiel, daß er kein Geld habe, dieselbe zu bezahlen. Was thun? Nach Hause gehen, wäre zu lang gewesen; er entschloß sich also den Weg zu Fuß zu machen und fing an seine Schritte zu beschleunigen.

Josephine war inzwischen sehr erstaunt gewesen, Redouté beim Ausgang aus der Messe auf ihrem Wege nicht anzutreffen; sie hatte ihre Bemerkung darüber gemacht und später nachgefragt, ob ihrem Wirthsmaler vielleicht ein Unglück begegnet wäre, als man ihr dessen Ankunst ankündigte und er sogleich eingeführt wurde.

— Ich sollte Sie ausschelten, sagte sie lächelnd beim Empfang der Lieferung, die ihr Redouté darreichte; denn Sie haben das Vergnügen verspätet, das mir diese bewunderungswürdige Zeichnung machen sollte.

— Gnädige Frau, erwiderte Redouté unüberlegt, ich bitte Ihre Majestät mir zu verzeihen; ich hatte bis heute das Glück nicht gehabt, den König von Rom zu sehen, und....

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Josephine bebte. Redouté bemerkte alsbald seine Unbedachtsamkeit, verwirrte sich und wußte nicht mehr was er sagte.

— Beruhigen Sie sich, Herr Redouté, sagte

Josephine; es macht mir Freude, daß Sie den Sohn des Kaisers gesehen haben. Erzählen Sie mir dies umständlich.

Durch den wohlwollenden Ton der Kaiserin aufgemuntert, erzählte Redouté wie es kam, daß er den Weg zu Fuß machen mußte.

— Und Sie haben dieser Frau all' Ihr Geld gegeben? sagte Josephine, deren freundlicher Blick, eben noch traurig, sich auf einmal erheiterte. Und bevor Redouté hätte antworten können, fuhr sie fort:

— Nun aber wundert mich dies, wie wenn es außerordentlich wäre, daß ein großer Künstler ein edles Herz haben könnte!

— Ich kann Ihre Majestät versichern, daß Jedermann gehandelt hätte wie ich. Diese arme Mutter schien so leidend aus!...

— Ach! wenn Napoleon es wüßte! Aber nein, er soll es nicht wissen. Nun hören Sie: Ihre Schützlinge sollen auch die meinigen sein. Morgen werde ich dieselben im größten Incognito besuchen, und da Sie, wie natürlich, sich an diesem Werke betheiligen sollen, so werden Sie allein mich begleiten. Ich zähle auf Sie morgen um neun Uhr.

Diesmal war Redouté pünktlich. Schlag 9 Uhr erschien Josephine und beide nahmen Platz in einer einfachen Kutsche, die bald in Paris ankam und mitten in der Gasse Four-Saint-Honoré Halt machte.

— Wohnt hier Frau Blanger? fragte Redouté die Thürhüterin eines Hauses von ziemlich geringem Aussehen.

— Auf der letzten Treppe schaut Ihnen die Thüre entgegen, erwiderte die Alte ohne einen Blick von ihrem Gestrid abzuwenden.

Von ihrem Maler geführt, trat die Kaiserin mit einem gewissen Schrecken in einen langen schmalen Gang der bis zur Stiege ging. Im fünften Stocke klopfen sie an der angegebenen Thüre und die junge Wittve machte ihnen auf.

— Madame, sagte ihr Redouté, ich bin immer überzeugt, daß Ihnen der Kaiser hilfreiche Hand bieten würde, wenn er Ihre betrübte Lage kannte; es ist aber jetzt unnöthig, ihm dieselbe zu wissen zu thun: die Dame, die ich die Ehre habe zu begleiten, will wohl Ihre Beschützerin sein, und da braucht es keines andern Schutzes mehr.

Während er redete, ging Josephine zum Kind, welches in seiner Wiege aufrecht saß und lächelnd die Hände nach ihr ausstreckte.

— Oh! das schöne Kind! sagte sie es küßend. Haben Sie mir nicht gesagt, Redouté, daß es am nemlichen Tage geboren ist wie der König von Rom?

An
Stun
Zuf
zung
nicht
daß e
Kräfte
aber
glück
mert
Auch
inden
nügte
Witt
—
sagte
Erste
welch
Ihne
Seel
bald
Mal
Klein
hierin
Ne
thun
beizu
Freu
In
Berf
war
bot
öffen
vidue
was
wo
ben,
ihm,
Mal
alles
die,
nen
der
S
zu n
gespi
als
Dan
wie
lann
merb
B
Grü
wied
Die

Am nemlichen Tage und in der nemlichen Stunde, erwiderte die junge Mutter. Dieses Zusammentreffen hätte uns damals Unterstützung verschaffen können, wir bräuchten es aber nicht. Zudem war mein guter Karl zu stolz, als daß er etwas begehrt hätte; er arbeitete aus allen Kräften, und es fehlte uns nichts.... Es sind aber jetzt schon acht Monate, daß ich ihn unglücklicher Weise verloren habe; seither verschlimmert sich meine Gesundheit von Tag zu Tag. Auch kann man sich überzeugen, fügte sie bei, indem sie einen traurigen Blick auf die abgenügten Möbel des Zimmers warf, daß alle meine Mittel erschöpft sind.

— Wir werden sorgen, meine liebe Frau, sagte die Kaiserin, daß diese Gedanken aufhören. Erstens müssen Sie diese Wohnung verlassen, welche traurig und ungesund ist; dann werde ich Ihnen meinen Arzt schicken, und mit Hilfe der Seelenruhe und des Wohlseins wird das Uebel bald verschwinden. Ich zähle auf Sie, werther Maler, sagte sie zu Redouté, für eine Menge Kleinigkeiten; übrigens wissen Sie ja, daß wir hierin gemeinschaftliche Rechnung haben.

Redouté antwortete, daß er sein Möglichstes thun werde, um seiner ertauchten Wittgenossin beizustehen, deren Hände die junge Wittwe mit Freudenthränen benetzte.

In Frankreich hatte Jedermann Josephinens Verstoßung mit Schmerz gesehen. Marie-Louise war auf deren Volksthümlichkeit eifersüchtig und bot Alles auf, um sie auf sich zu ziehen. So oft sie öffentlich erschien, befanden sich zahlreiche Individuen unter der Menge, um zu vernehmen, was man von der neuen Kaiserin sage. Am Tage wo Redouté der armen Wittwe sein Geld gegeben, befand sich einer dieser Angestellten neben ihm, hatte gesehen und gehört was zwischen dem Maler und der armen Mutter vorgefallen und alles der Kaiserin Marie-Louise hinterbracht, die, wenn sie auch an solchen Begebenheiten keinen Geschmack fand, doch den Entschluß faßte, der Wittwe einen Besuch abzustatten.

Schon war Josephine im Begriffe Abschied zu nehmen, nachdem sie dem Kinde einen gut gespickten Geldbeutel in die Hände gelegt hatte, als die Stubenthüre aufging und eine junge Dame hereintrat. Redouté blieb unbeweglich und wie versteinert stehen; er hatte Marie-Louise erkannt, welche von einem neu ernannten Kammerdiener begleitet war.

Beleidigt, daß die frisch Eingetretene ihren Gruß nicht erwidert hatte, setzte sich Josephine wieder und gab Redouté ein Zeichen zu warten. Die arme Wittwe hatte Marie-Louise sogleich

einen Stuhl angeboten, und so saßen die zwei Kaiserinnen, ohne sich zu kennen, einander gegenüber.

Die Frau hat angeborene Fehler, die auch die glücklichsten Eigenschaften nicht entwurzeln können. Die soeben so gute und sanfte Josephine ward auf einmal stolz und gebieterisch und sagte, nachdem Marie-Louise den Gegenstand ihres Besuches angelündigt hatte: „Das ist zwar sehr lobenswerth, Madame, allein Sie kommen etwas spät; ich habe der Mutter und dem Kinde meinen Schutz zugesichert, und dies wird ihnen hinreichen.“

— Ich darf glauben, Madame, daß mein Schutz nachdrücklicher sein wird.

— Die Gönnerschaft meiner Gebieterin, sagte der Kammerdiener, könnte dem Kinde zu den höchsten Ehrenstellen verhelfen.

— Wer sagt Ihnen, mein Herr, erwiderte Josephine lebhaft, daß ich es nicht noch weiter bringen würde.

— Madame würde vielleicht einen König aus ihm machen, sagte Marie-Louise schalkhaft.

— Warum nicht, Madame? Es wäre möglich, daß es in der Welt Könige von meinem Schlag gibt.

Während dieses Gespräches, erlitt Redouté tausend Qualen; er allein kannte die zwei Kaiserinnen, und er befürchtete einen Ausbruch; der die unangenehmsten Folgen hätte haben könnten.

— Madame, sagte er leise zu Josephine, wenn dies noch eine Weile fort geht, wird sich Ihre Majestät unfehlbar verriathen, und das würde, meiner Ueberzeugung nach, einen sehr bedauerlichen Austritt absetzen.

Josephine schwieg, und Redouté, der das Schweigen gut auslegte, nahm das Wort.

— Meine Damen, Wohlthun ist für edle Seelen so erquickend, daß dieser Wettstreit gar nicht zum Verwundern ist. Warum sollte aber auch eine von Ihnen der andern ihren Glücksantheil überlassen? Was mich betrifft, so nehme ich von Herzen das Gute an, das man meinen lieben Schülzlingen zukommen lassen will.

Die zwei Wettseifernden verbeugten sich zum Zeichen der Einwilligung, dann standen sie auf und verabschiedeten sich. Der Kammerdiener näherte sich Redouté und sagte ihm: Mein Herr, die Dame die ich die Ehre habe zu begleiten, ist die Kaiserin Marie-Louise.

— Ei tausend, das weiß ich so gut als Sie; was Sie aber nicht wissen, ist, daß die andere die Kaiserin Josephine ist.

— Nun, das ist ein Glückskind! sagte der Kammerdiener. Welchen Weg das machen wird!

Der Schützling von zwei Kaiserinnen! des Glückes Wege sind doch wahrlich sonderbar!

Zwei Jahre nach der Zusammenkunft der zwei Kaiserinnen bei der Wittve Blanger, starb Josephine zu Malmaison vor Kummer, während Marie-Louise gleichgültig, vielleicht vergnügt Frankreich verließ, das sie nicht nicht liebte und wo sie nicht geliebt war.

— Weine nicht, Mama, sagte der kleine Karl Blanger zu seiner Mutter, bleibt uns denn nicht unser guter Freund Redouté?

In der That, von allen hohen Gönnern, die dem Kinde eine so glänzende Zukunft versprochen hatten, blieb ihm nur die Freundschaft eines großen Künstlers, dessen Vermögen allein in seinen Talenten bestand. So unvermögend Redouté auch war, so lehnte er dennoch das von der guten Josephine, welche der Schmerz getödtet hatte, ihm stillschweigend hinterlassene Erbgut nicht ab. Er besuchte oft die Wittve Blanger, und richtete sich so ein, daß diese Unglückliche, deren Gesundheit nicht hatte hergestellt werden können, bis an ihr Ende keine Noth litt.

Nach einer Abwesenheit von zwei Monaten, die er Geschäfte halber hatte machen müssen, kam der große Künstler eilends zu seinen Schützlingen. Beim Eintritt in die Stube hört er Hammerschläge: eine Herzbeklemmung ergriff ihn.... Es war der Sarg der Wittve, den man zumachte. In einer Ecke saß Karl weinend, während entfernte Verwandte über das Loos des Knaben berathschlugen. Nach einem Augenblick ward einstimmig beschlossen, daß er im Waisenhaus untergebracht werden müsse.

— Oh, nein! nein! schrie augenblicklich der kleine Karl und warf sich in Redouté's Arme: mein Herzensfreund leider's nicht! Nicht wahr, lieber Freund, du willst nicht, daß man mich in's Waisenhaus thue?

Auch der große Künstler weinte. Er nahm den Knaben bei der Hand, der alle Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung äußerte, näherte sich den Personen, die über dessen Loos entschieden hatten und sagte: „Ihr habt also keine Gefühle in euern Herzen?“ Dann sich zu dem Kinde wendend, setzte er bei: „Beruhige dich, lieber Karl, du wirst mich nicht verlassen... Ich werde dein Vater sein.“

— Oh! ja, ja! Und du wirst ein großer Maler aus mir machen, wie du einer bist.... Und wann ich groß sein werde, dann werde ich auch nicht zugeben, daß man arme mutterlose Kinder in's Waisenhaus thue....

Redouté hielt Wort und das Kind auch.

Als Redouté's Leiche nach dem Friedhof ge-

bracht wurde, von Künstlern, Gelehrten und Magistraten begleitet, bemerkte man in ihrer Mitte einen dreißigjährigen jungen Mann, dessen Züge den tiefsten Schmerz anzeigten.

Der so tief Trauernde war der Adoptivsohn und der beste Zögling dieses berühmten Malers. Die Gönnerschaft von zwei Kaiserinnen hätte ihn beinahe in's Spital gebracht, jene eines großen Künstlers versicherte ihm einen ausgezeichneten Platz unter den modernen Genremalern.

Erinnerungen aus dem Leben eines elsässischen Schullehrers.

(Mit einer großen Abbildung.)

Die Schulprüfung zu E. war glücklich vollbracht, und die Schuljugend, Knaben und Mädchen, wiederholten, alle zugleich redend, sich immer wieder unterbrechend, so daß keins von ihnen die begonnene Bemerkung zu Ende bringen konnte, was ihnen an diesem Nachmittage, sowohl an dem Inspector selbst, als an seinen Fragen, und an ihren eigenen Antworten merkwürdig erschienen war.

Zufrieden mit dem Zustande der kleinen Dorfschule, stand ich, erzählte der Inspector einem Freunde, neben dem im Amte ergrauten Schullehrer, und sah mit Theilnahme das muntere Treiben der nach Hause Zurückkehrenden mit an. Anders als mir, schien es dem Lehrer zu Muth zu sein, denn nicht allein sein besorgter Blick, sondern auch sein oft wiederholtes Kopfschütteln und noch mehr als dies, seine abgebrochenen Aeußerungen: „muthwillige Kinder! — wie ungezogen! — wo bleibt der Respekt?“ sollten, so kam es mir wenigstens vor, eben so viele Anklagen als Entschuldigungen für seine Lieblinge sein. Daß die gesammte Schuljugend seine Lieblinge, und der Unterricht in der Schule sein Lieblingsgeschäft war, dies hatte sich im Laufe des Nachmittags mir deutlich bewiesen. Um den guten Alten zu beruhigen, zog ich ihn in's Haus, um mit ihm selbst eine Prüfung vorzunehmen, deren Resultat die Inspektions-Tabellen ausfüllen sollte.

Bald war dies Geschäft vollbracht und ganz füglich hätte ich noch vor Anbruch der Nacht einen nahegelegenen Marktsteden erreichen können, wenn nicht die romantische Lage des Dorfes E. selbst, der kräftige Menschenschlag, den ich hier gefunden, und endlich das Verlangen mit

dem S
tiges
näher
den al
abendl
Gegen
ehrenv
berte d
verspra

E. l
von F
üppige
geber.
liche S
eine K
gaus,
ein, v
zu über
Lebewe
ladung
merken
Schön
uns a
unter
uns h
Brust
wöhnli
schreib
Mund
Worte
eindlich
„Gefäß
ich dies
und w
lächeln
an ihn
meines
und un
jedesm
ruhe, i
aber h
und gi

Die
in dem
wenige
decken
Spazio
Schull
len au
Seiner
alsbal
Nachd
schwä
sonder
ich seit

dem Schullehrer, dessen einfaches und aufrichtiges Betragen mich sehr angesprochen hatte, näher bekannt zu werden, mich bewogen hätten, den alten Schulmann zu ersuchen, auf einem abendlichen Spaziergange, mich mit der schönen Gegend etwas näher bekannt zu machen. Als ehrenvolle Auszeichnung schien der Aufgebote diese Einladung zu betrachten, ich aber versprach mir still einen heitern Abend.

E. liegt auf einem kleinen Hügel, einerseits von Rebem, andererseits von Fruchtfeldern, üppigen Wiesen und einem schönen Walde umgeben. Unser Weg führte uns an eine freundliche Stelle, von wo aus das Schloß Vichtenberg, eine kleine Festung auf dem Rücken des Wasgans, sichtbar wurde. Mein Begleiter lud mich ein, von diesem Standpunkte aus die Gegend zu überblicken und der scheidenden Sonne ein Lebewohl zuzurufen. Gern nahm ich die Einladung des Alten an, besonders da ich zu bemerken glaubte, daß ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur ihn besetzte. Wir ließen uns auf einen etwas erhöhten Rasen nieder, unter dem Schatten eines alten Baumes; um uns her herrschte ländliche Stille, aber in der Brust meines Begleiters schien etwas Ungeöhnliches vorzugehen; er blickte mit unbeschreiblicher Wehmuth den Baum an, sein Mund öffnete sich zum Sprechen, aber die Worte schienen ihm zu fehlen; er ermannte sich endlich und fragte mich mit weicher Stimme: „Gefällt Ihnen diese Stelle?“ — Kaum hatte ich diese Frage bejahet, so öffnete sich sein Herz, und wie zu einem alten Freunde sprach er mit lächelndem Auge: „Dieser Ort ist mir heilig; an ihn knüpfen sich die wichtigsten Erinnerungen meines Lebens. Ja, hier begann mein Glück; und undankbar müßte ich sein, wenn ich nicht jedesmal, wo ich im Schatten dieses Baumes ruhe, die Erinnerung an einen edeln Menschen, aber besonders das Andenken an Gottes weise und gütige Führung mich ergreifen würde.“

Diese, mit tiefem Gefühl gesprochenen Worte, in denen ich die Einleitung zu einer mehr oder weniger ausprechenden Lebensgeschichte zu entdecken glaubte, bewogen mich, auf einen weitem Spaziergang zu verzichten und den bewegten Schullehrer zu ersuchen, mir Einiges mitzutheilen aus seinem an Erfahrungen reichen Leben. Seiner Absicht war ich entgegengekommen und alsbald war er bereit, meine Bitte zu erfüllen. Nachdem er mich versichert, daß nicht die Geschwähigkeit, des Alters gewöhnlicher Fehler, sondern vielmehr die freundliche Art, mit der ich seine lieben Kinder und ihn selbst heute be-

handelt hatte, ihn mit Zutrauen gegen mich, den kürzlich Unbekannten, erfülle, begann er folgende Erzählung.

Das Dorf, das so friedlich im Scheine der Abendröthe vor uns liegt, gehörte vor der großen Revolution einem deutschen Fürsten, der manchmal von Darmstadt aus seine hiesigen Besitzungen besuchte und gerne unter seinen getreuen Unterthanen weilte. Hr. von Rathsamhausen, aus einer der ältesten und geachtetsten Familien des elsässischen Adels, besorgte als Kreis-Präsident die Interessen des Ländchens. Die französische Staatsumwälzung setzte seinem wohlthätigen und gemeinnützigen Werken ein Ziel. Wie viele andere Angestellte verlor auch mein Vater, Schriftführer der Mairie von Buchweiler, seinen Plaz und befand sich ohne Brod. Die meinen Vater so hart treffende Veränderung, die düstere Aussicht auf eine Zukunft, von welcher er nichts Tröstliches zu hoffen wagte, die Trennung von seinen geliebten Vorgesetzten, ergriffen so sehr den ohnehin durch Alter und Krankheit gebeugten Mann, daß ein plötzlicher Tod ihn selbst von allen Sorgen und Beschwerden dieser Erde befreite, uns Kinder aber zu armen, vater- und mutterlosen Waisen machte; denn bald nach meiner Geburt ward mein Vater Wittwer, und als ich weinend an seinem Grabe stand, war ich kaum dem Kindesalter entwachsen. — Eine traurige Zeit begann nun für uns Waisen! Ohne Vermögen, ohne Verwandte, die sich unser hätten annehmen können oder wollen, mußten wir nothgedrungen uns trennen: meine zwei Brüder fanden ein Unterkommen in Deutschland, meine Schwester wurde von einer, dem Kreis-Präsidenten nahe verwandten Familie aufgenommen, ich selbst fand eine Zufluchtsstätte im Pfarrhause zu D..., wo meine kaum begonnene wissenschaftliche Erziehung nothdürftig vollendet werden sollte. Manches ist seither über mein Haupt ergangen; schwere Zeiten und Sorgen hatte ich zu tragen, aber alles, was mir auch im Leben begegnete, war nicht im Stande den Eindruck zu schwächen, den die Trennung von meinen Geschwistern in mir hervorbrachte. Der Tod des Vaters hatte mich zwar sehr ergriffen, aber wir standen unserr vier am Grabe; nun aber sollte ich allein zu bleiben unter Fremden, und fortziehen sehen, vielleicht auf immer, alle an denen mein jugendliches Herz noch hing. Doch es war nicht zu ändern, so war es beim Vater im Himmel beschlossen, auf diesem Wege wollte mich seine ewige Weisheit leiten. Im Pfarrhause zu D.... befand ich mich in einer ziemlich drückenden

Sage, und obgleich mir manche Wohlthat erwiesen wurde, so mangelte doch meinem Herzen die väterliche Liebe, die so schwer zu ersetzen ist.

Unterdessen war auch im Elsaß der Freiheitsruf erschollen. Blutmenschen hatten durch eine unerhörte Tyrannei die Rechtschaffenen in Angst und Schrecken versetzt. Die Uebung der Religion wurde als Trug und Aberglauben verboten; die Kirchen wurden geschlossen, und mancher Diener der Kirche, dem das Herz ob solchem Jammer zu brechen drohte, mußte seine Heerde und das Vaterland verlassen. Auch derjenige, der mich aus Mitleiden aufgenommen hatte, folgte diesem Beispiele. Da die Umstände es ihm nicht gestatteten mich mit sich zu nehmen, so stand ich abermals allein und verlassen von Menschen in Gottes allmächtiger Hand.

Der Freiheitsstaumel, die Verfolgungs- und Zerstörungssucht hatte manche Gemeinden ergriffen, und diejenige, in welcher ich mich befand, war in dieser Hinsicht keineswegs zurückgeblieben, besonders seitdem der Geistliche hat entziehen müssen. Von einigen ehrgeizigen Führern geleitet, hatten sich sogenannte eifrige Patrioten ein Geschäft daraus gemacht, einzelne Personen oder auch ganze Gemeinden als Gemäßigte, Verdächtige oder gar als Feinde der Republik anzuklagen und zu verfolgen. Streifzüge wurden unternommen, und unter dem Vorwande, die Herrschaft der Nation und der Freiheit zu verbreiten, und über das Wohl und die Sicherheit des Vaterlandes zu wachen, wurde nicht selten der friedliche Bürger um Hab und Gut gebracht, oder auch gar seiner Freiheit und seines Lebens verlustig. Auf diesen Zügen begleitete ich öfters einen der wüthendsten Führer, in dessen Behausung ich nach der Auswanderung des Pfarrers eine Unterkunft gefunden hatte; so befand ich mich denn auch in seiner Gesellschaft auf einem Zuge, der gegen die Gemeinde E... unternommen wurde. Diese Gemeinde, die mir so theuer ist, die so friedlich vor uns liegt, hatte sich damals durch die Mäßigung, besonders aber durch den Wohlstand ihrer Bewohner, das Mißfallen und die Verfolgung jener eifrigen Patrioten zugezogen. Bis zu der Stelle, wo wir uns wirklich befinden, war unser Haufen unter dem Absingen patriotischer Lieder, unter wüstem Lärm und Gebrüll gekommen; wir gedachten durch Furcht und Schrecken die friedlichen Bewohner von E... aufzuregen, auf jeden Fall aber, auf ihre Untothen, uns einen fröhlichen Tag zu verschaffen, als wir hier unter diesem Baume mehrere Mitglieder des Gemeindevorstandes und den Schullehrer antrafen. Dies

Zusammentreffen schien die Führer unseres Haufens zu überraschen. Nach gewechseltem brüderlichen Gruße wurde der Gemeinde E... der Vorwurf der Lauigkeit gemacht und der Wunsch ausgesprochen, daß sobald als möglich durch irgend ein Zeichen der Beweis gegeben werden möge, daß diese Gemeinde der Freiheit und der Nation anhänge, weil man sie sonst als Fürstendiener und Feinde der neuen Regierung betrachten müsse. Einige Drohungen, deren Erfüllung nicht unwahrscheinlich gewesen wäre, wurden schließlich noch beigelegt. Im Namen der gegenwärtigen Bewohner der Gemeinde E... entgegnete der Schullehrer in einem mir unergieblichen Ausdrucke: „Nie, nie wird unsere Gemeinde zurückbleiben in Erfüllung ihrer Pflichten, nie wird sie untreu werden der heiligen Sache des Vaterlandes; aber sollte man uns vorwerfen, daß der Gottesdienst nicht ganz abgeschafft sei, daß wir noch dem alten Aberglauben anhängen, so werden unsere Brüder und Nachbarn in kurzer Zeit erfahren, welcher That wir fähig sind; ja, staunen werden sie über das untrügliche Zeichen der Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge.“

Diese Aeußerung, besonders aber die Art wie sie vorgebracht wurde, hatte nicht allein auf mein jugendliches Gemüth, sondern selbst auf meine Begleiter einen solchen Eindruck hervorgebracht, daß sie sich endlich entschlossen, wieder nach D... zurückzukehren, ohne die Gemeinde E... zu beunruhigen; aber nur, wie sie sich ausdrückten, um ihr Zeit zu lassen, ihren Patriotismus an den Tag zu legen.

Nach unserer Rückkehr konnte ich nicht ruhen; denn seit ich den Schullehrer von E... gesehen und gehört hatte, zog es mich zu ihm hin. Sein Aeußeres und der Ton seiner Stimme riefen mir meinen seligen Vater in's Gedächtniß. Kaum in D... angelangt, suchte ich mich unter irgend einem Vorwande zu entfernen und mein Weg führte mich zurück nach E... Hier waren die Bürger der Gemeinde unter der Linde, nicht weit von dem erst kürzlich gepflanzten Freiheitsbaume, versammelt und schienen sich sehr gelegentlich miteinander zu besprechen. So wie es mir von ferne vorkam, hatte der Schullehrer häufig Rede und Antwort zu stehen; alle geforderten Erklärungen schienen er befriedigend zu beantworten und endlich zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse zu bringen. Die Anwesenden ordneten sich paarweise zum Zug; der Maire und der Schullehrer waren an der Spitze, um den Weg zur Kirche einzuschlagen. Alt und Jung, Weiber und Kinder folgten dem Zuge der Männer, neugierig

zu se
mich
nicht
was
Lude,
dreifa
mit
lassen
hinsch
Seite
von d
Aufm
war
Bild
denen
Zahn
lichte
Blick
lang
zu be
sicht
setzen.
"W
bürge
than
große
tion
Alle,
forder
zu ve
geblie
von d
Aberg
zu se
dieser
liegen
unver
zugez
lange
soll e
oder
disch
tungs
durch
durch
freier
schwi
euern
stern
Brüt
dort
Grat
refter
Nati
des

zu sehen, was da kommen sollte; auch ich befand mich unter den Zuschauern und wurde gewiß nicht minder überrascht als alle andern von dem was wir sahen. Aus des Kirchturms gewölbter Luke, und zwar gerade neben der flatternden dreifarbigten Fahne, wurde eine unförmliche, mit Staub bedeckte Masse an Seilen herabgelassen. Ein lautes Jubelgeschrei, dem ein weit-hinerschallendes Gelächter folgte, erkönte von allen Seiten. Bald lag auf ebener Erde, umdrängt von den Dorfbewohnern, die Masse, welche die Aufmerksamkeit Aller so mächtig erregt hatte, es war nichts Geringeres, als das grobgearbeitete Bild des Erzengels Michael, der den überwundenen Teufel mit Füßen tritt. Was der gefräßige Zahn der Wärmer von der ehemaligen Herrlichkeit übrig gelassen hatte, das lag vor den Blicken der Umstehenden. Nur mit Mühe gelang es dem Maire, eine augenblickliche Stille zu bewirken, die er benützte, um Zweck und Absicht des so eben Geschehenen auseinanderzusetzen.

„Wir werden beschuldigt, meine lieben Mitbürger, sprach er unter Anderm, noch nichts gethan zu haben, wodurch wir bewiesen, welchen großen Antheil wir an der französischen Revolution nehmen. Zwar haben wir, Ihr wißt es Alle, treu und redlich gegeben, was man uns abforderte, die freiwilligen patriotischen Gaben nicht zu vergessen. Aber wir sind friedlich und ruhig geblieben und konnten uns nicht völlig trennen von dem, was heutzutage in unserm Vaterlande Aberglaube heißt. Man wirft uns vor gemäßiget zu sein; jetzt laßt uns zeigen, wie wenig wir diesen Vorwurf verdienen! Da, vor euern Augen liegen Gegenstände, die sich in diesen Tagen den unversöhnlichen Haß der Väter des Vaterlandes zugezogen haben; dieses Schnitzwerk, das so lange ruhig unter dem Dache unserer Kirche lag, soll es nun erfahren, ob wir gute Patrioten sind oder nicht! Es sei der Zernichtung geweiht! Neidische Nachbarn werden uns um diese bedeutungsschwere That preisen müssen. Aber weder durch Feuer, noch durch Wasser, auch nicht durch Zertrümmerung, wodurch die Hand des freien Republikaners nur besudelt würde, verschwinde dieses Zeichen des Aberglaubens vor euern Augen: Die Erde möge mit ewiger Finsterniß diese Gestalten decken! Drum auf, meine Brüder! holt Hacken und Spaten herbei! werft dort in der Ecke des sogenannten Friedhofes ein Grab auf, und dann hinab mit diesen Ueberresten der schmählichen Knechtschaft! Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! Lange anhaltendes Gelächter erkönte aus aller Anwesenden

Munde, und alsobald waren unzählige Hände bereit, den Erzengel und den Fürsten der Finsterniß dem kühlen Schooß des Erde anzuvertrauen.

Ich verweile lange, sagte der Erzähler, bei diesem Ereignisse sonderbarer Art, das aber in den damaligen Zeiten, wo oft Unförmlichkeiten vor manchen Unannehmlichkeiten bewahrte und das mich in meinem Entschlusse bestärkte, so viel als möglich mich dem Schullehrer zu nähern, der während des ganzen Vorgangs zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung das Seinige beigetragen hatte. So sehr ich in der kurzen Zeit, seit der ich mich unter der Leitung des Bürgers zu D.... befand, die mir angeborene Schüchternheit abgelegt hatte, so trat ich doch ziemlich beherzt in das Schulhaus, welches dasselbe ist, das Sie heute kennen lernten. In der Wohnstube angelangt, fand ich den Mann, zu dem eine unsichtbare Hand mich unwiderstehlich leitete; aber ich wagte es nicht, ihn, der gerade mit seinen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, beschäftigt war, anzureden; auch wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Meine Verlegenheit wahrnehmend, fragte mich der gute Mann nach meinem Namen. Kaum hatte ich diesen genannt und ihm in wenigen Worten mein Schicksal, seit meines Vaters Tod, mitgetheilt, als er zu meiner großen Freude zu mir sagte, daß er meinen verstorbenen Vater gekannt und ihm sogar große Verbindlichkeit habe, da er ihm zur Zeit der großherzoglichen Regierung einen wichtigen Dienst erwiesen. „Was dein Vater für mich gethan, werde ich nie vergessen; ihm konnte ich nur danken, aber dir laur ich vielleicht nützlich sein, und gerne will ich thun, was in meinen Kräften steht! So sei denn willkommen in diesem Hause!“

Nach Gottes heiligem Willen sollte der Sohn den Dank ernten, der dem Vater gebührte, und schneller als ich es hoffen durfte, war ich in dem Hause bekannt, wohin mich des Herrn Hand geführt und mein eigenes Herz mich gezogen hatte. Urter Erkundigungen über meine Familie verging der Abend; meine in frühern Zeiten erlangten Kenntnisse wurden geprüft, und nach einem frommen Gebete, an dem ich mit der Frau und den Kindern des Schullehrers um so gerührtern Antheil nahm, da ich schon eine Zeitlang diese nützliche Übung vernachlässigt hatte, wurde mir freundlich meine Schlafstätte angewiesen. Nach einem so bewegten und wichtigen Tage regten sich in meiner Brust Gedanken mancherlei Art, die alle dahin gingen, daß der gute Mann, der mich so freundlich aufgenom-